

DIE REPRÄSENTATION VON GEMEINNAMEN UND EIGENNAMEN IM MENTALEN LEXIKON: NEUROLINGUISTISCHE EVIDENZ¹

Josef Bayer
Heinrich-Heine-Universität, Düsseldorf

0. Einleitung

Eigennamen und Gemeinnamen unterscheiden sich ganz offensichtlich dadurch, daß sich Eigennamen auf Unika beziehen, wie etwa Aristoteles oder die Schweiz, während sich Gemeinnamen auf Mengen von Individuen oder auf Eigenschaften beziehen, wie etwa Schaf oder Wut. Nichts ist einfacher als diese Unterscheidung zu treffen. Wenn es aber darum geht, die *Bedeutung* von Eigennamen und Gemeinnamen wissenschaftlich zu erforschen, so entdeckt man gravierende Unterschiede, in dem, was die Sprachphilosophie dazu geäußert hat. Grob vereinfachend möchte ich für die Zwecke dieses Vortrags zwei Richtungen gegeneinanderstellen: Die *Deskriptionstheorie*, wie sie von Frege, Russell bis hin zu Searle vertreten wurde, und die *Theorie der reinen Referentialität*, wie sie von Mill, Putnam und Kripke vertreten wurde. Die Frage ist dabei, was es heißt, einen Eigennamen (im Gegensatz zu einem Gemeinnamen) richtig zu gebrauchen. Die Deskriptionstheorie schlägt vor, daß der Referent eines Eigennamens entweder durch eine Zeigehandlung oder durch eine irgendwie erfolgreiche verbale Demonstration festgelegt ist, z.B. Aristoteles ist "der Lehrer Alexanders des Großen" etc. Searle (1971) erkennt an, daß Eigennamen im Gegensatz zu Kennzeichnungen nicht dazu dienen können, einen Referenten zu beschreiben bzw. bekannt zu machen. Nach Searle haben Eigennamen aber dennoch einen Sinn (im Sinne von Frege) insofern als sie mit den Charakteristika (Eigenschaften) ihres Referenten "logisch verbunden" sind. Es wird anerkannt, daß Charakterisierungen unzutreffend sein können. Alexander könnte z.B. nicht der Lehrer Alexanders gewesen sein. Würde sich dies herausstellen, würde man dennoch nicht auf den Schluß verfallen, daß bislang nicht von Aristoteles die Rede war. Der Referent bleibt auch dann individuiert, wenn eine Kennzeichnung falsch ist. Searle schlägt deshalb vor, daß auch wenn einzelne identifizierende Kennzeichnung eines Referenten unzutreffend sein mögen, zumindest *eine* Kennzeichnung notwendigerweise wahr sein muß, und natürlich zusätzlich dazu in der Lage sein muß, den Referenten zu identifizieren. ² Um also den Namen Aristoteles

¹Dieser Aufsatz liegt einem Vortrag zugrunde, den ich im Rahmen meines Habilitationsverfahrens am 9. Januar 1991 vor der Philosophischen Fakultät der Universität Konstanz gehalten habe. Ich möchte mich bei Ria de Bleser, Urs Egli, Friedrich Kambartel und Arnim von Stechow für Kommentare und Diskussion bedanken. Publiziert wurde er 1991 in niederländischer Sprache, s. Bayer (1991).

²Searle sagt, die (inklusive) Disjunktion der Menge dieser Kennzeichnung analytisch wahr sein muß. Siehe S.138 und S.140.

sinnvoll gebrauchen zu können, muß es zumindest eine Kennzeichnung geben, die hinreicht, um die Extension des Namens zu bestimmen. Kripke (1980) nennt das die 'cluster-of-descriptions'-Theorie. Er weist diese Theorie u.a. deshalb zurück, weil es so gut wie keine identifizierenden Kennzeichnungen gibt, die man ernsthaft für notwendig wahr halten würde. Nach Kripke bezieht man sich mit dem Gebrauch eines Eigennamens unwillkürlich auf seinen Referenten, auch wenn man über keinerlei (nicht-triviale) Kennzeichnungen verfügt. Ein Sprecher bezieht sich also auch dann auf Aristoteles, wenn er nichts über ihn weiß. Der Grund ist nach Kripke/Mill, daß Eigennamen keinen Sinn haben und ihre Referenten ohne Umweg über Intensionen festlegen. Das heißt natürlich auf keinen Fall, daß Eigennamen nicht jederzeit in den Idiolekten der Sprecher mit (möglicherweise stark divergierenden) Kennzeichnungen in Verbindung stehen können. Diese Verbindung ist allerdings weitestgehend akzidentiell, also nicht durch eine Festlegung der Intension durch die Sprachgemeinschaft geregelt.

Ich möchte mich in den folgenden Ausführungen über Eigennamen und Gemeinnamen in den Bereich zwischen Semantik und kognitiver Neuropsychologie begeben und zeigen, daß es neuartige und bislang von der Sprachphilosophie unbeachtete empirische Evidenz gibt, die in die Auseinandersetzung über den semantischen Status von Gemein- und Eigennamen (wie auch weiter Kategorien) eingreifen könnte. Publierte Untersuchungen zu diesem Thema sind u.a. Saffran, Schwartz und Marin (1976), McKenna und Warrington (1978), McKenna und Warrington (1980), Stachowiak (1982), Semenza und Zettin (1988), Poeck und Luzzatti (1989). Aus Platzgründen kann auf eine Diskussion dieser Arbeiten hier nicht eingegangen werden. Ein Überblick wird in de Bleser und Luzzatti (1987) gegeben.

Als Vorwarnung sei gesagt, daß es sich bei allen entsprechenden neuropsychologischen Daten grundsätzlich um das *Verarbeitung* und den *Abruf* von Namen aus dem mentalen Lexikon handelt, also um Aspekte der *Sprach-Verarbeitung*. Die sprachphilosophische und linguistische Forschung blendet diese Aspekte normalerweise aus und beschränkt sich auf eine Theorie der *Repräsentation*. Ob und auf welche Weise Verarbeitungsdaten Einfluß auf die Repräsentationstheorie nehmen können, hängt entscheidend davon ab, wie abstrakte lexikalische Repräsentationen in einem multi-modalen Verarbeitungsmodell implementiert sind, d.h. in den Prozessen, die dem Menschen beim auditiven/visuellen Verstehen und beim verbalen/schriftlichen Produzieren von Sprache zur Verfügung stehen. Obwohl es bislang keine verbindliche formale Theorie dazu gibt,³ sollte man meiner Meinung nach aus methodischen Gründen von einer möglichst *engen* Beziehung ausgehen. Die folgenden Überlegungen seien mit diesem *caveat* versehen.

³Siehe Levelt (1989) für einen Überblick über Arbeiten zur verbalen Sprachproduktion. Untersuchungen über das Produzieren von Eigennamen kommen darin nicht vor.

1. Der Fall H.J.

Ich möchte hier einen neuropsychologischen Fall vorstellen, den ich zusammen mit Ria de Bleser (Aachen) seit einigen Jahren studiert habe.⁴ Die Patientin, H.J., ist eine noch junge Frau mit relativ einfacher Bildung, die mit ca. 20 Jahren aufgrund eines Hirninfarkts aphasisch wurde und initial das Bild einer Broca-Aphasie mit deutlichem Agrammatismus zeigte. Diese aphasische Störung hat sich aber rasch zurückgebildet, so daß H.J. heute sprachlich beinahe unauffällig ist. Bis heute erhalten hat sich allerdings eine gravierende Lesestörung, und zwar von der Art einer sog. *Tiefendyslexie*, wie in den Beiträgen in Coltheart, Patterson und Marshall (1980) ausführlich beschrieben. Patienten dieser Art können Geschriebenes ausschließlich auf einer *semantischen Bahn* (im Sinne von J. Morton's Logogen-Modell) wahrnehmen, nicht aber über eine Zuordnung von Graphemen zu Phonemen. Dies hat zur Folge, daß es u.a. (a) regelmäßig zu semantischen Paralexien kommt, daß (b) graphemisch legale Nicht-Wörter (wie im Deutschen etwa Nichtwörter wie Funst oder Kunger, im Vergleich zu existierenden Wörtern wie Kunst oder Hunger) überhaupt nicht gelesen werden können, und daß (c) Wörter mit abstrakter Bedeutung und grammatische Morpheme der geschlossenen Klasse ("Funktionselemente") viel schlechter identifiziert werden können als Wörter mit konkreter Bedeutung.

2. Gemeinnamen

H.J. wurde in verschiedenen Leseexperimenten mit unterschiedlichem linguistischen Material untersucht, wovon hier nur ein Bruchteil berichtet werden kann. In Tab.1 und in (1) kann man H.J.s Leistungsprofil sowie Beispiele für Paralexien sehen:

Tab.1:H.J.s Lesen von monomorphemischen Wörtern (aus Bayer und de Bleser, 1989)

	Zahl der Stimuli	korrekt in %
Wörter	80	64
Nicht-Wörter	20	--
Konkreta	40	88
Abstracta	40	38
Inhaltswörter	60	87
Kunktionswörter	60	47

⁴Siehe de Bleser, Bayer und Luzzatti (1987), Bayer und de Bleser (1989) und de Bleser und Bayer (1990).

(1) zu lesendes Zielwort H.J.s Reaktion

Beil	Hammer
Grund	Boden
Eisen	Stahl
Menge	Gruppe
Dunst	Qualm
tapfer	mutig
trübe	das Wetter ... bewölkt
ledig	nicht verheiratet
retten	helfen
saufen	trinken
stechen	Messer ... irgendwas schneiden
sinken	kentern

Was hier geschieht ist ziemlich klar: Die Patientin analysiert das Wort visuell und kommt von dieser Stufe der Verarbeitung direkt in ihr semantisches Lexikon.⁵ Zumindest für diejenige Wörter, zu denen sie dann eine korrekte Reaktion gibt bzw. eine sinnvolle semantische Paralexie oder eine adäquate Umschreibung, ist es klar, daß sie eine semantische Adresse findet. Da aber H.J. jeglicher Zugang zu einer graphematischen Analyse fehlt, d.h. da sie die Wörter und Morpheme ihrer Sprache holistisch - etwa so wie chinesische Schriftzeichen - erfaßt, kann sie ihre Reaktion phonologisch nicht mit der graphematischen Struktur abstimmen und es kommt zu Paralexien wie in (1).

Es gibt einige Evidenz dafür, daß H.J. auch diejenigen Wörter und Morpheme semantisch erfaßt, die sie sehr viel schlechter lesen kann oder zu denen sie häufig überhaupt keine Reaktionen bringt. So werden z.B. Derivationsmorpheme wie -chen, -lein, -in, -bar wie in Tür-chen, Männ-lein, Student-in, abwasch-bar beim Lesen nicht artikuliert, wohl aber als bedeutungstragende Segmente erfaßt und semantisch paraphasiert, z.B. als kleine Tür, Mann...aber klein, Student...ne Frau...Studentin, das kann man abwaschen. Ein Extremfall sind z.B. Modal- und Hilfsverben. H.J. hat hierbei nur etwa 13% Treffer. Dennoch lagen ihre Leistungen bei einer Satz-Bild-Verifikationsaufgabe, in der Beispiel wie Der Junge muß in die Schule gehen versus Der Junge darf in die Schule gehen korrespondierenden Situationsbildern zugeordnet werden mußten, deutlich über dem Zufallsniveau. Es spricht also einiges dafür, daß es sich bei dem Versagen der Patientin um ein *Output*-Problem handelt, das durch die Absenz der Graphem-zu-Phonem Konversion beim Lesen verschärft wird. Bedeutungen können beim Lesen nicht mit phonologischen Gestalten verknüpft werden, sondern müssen nackt aus der Semantik heraus generiert werden. Was sich dann einstellt, ist offenbar ein *Definitionsproblem*, wonach bildhafte Referenten und klar umgrenzten Eigenschaften leichter mit entsprechenden Wortformen verbunden werden bzw. leichter definitorische Umschreibungen gefunden werden

⁵Es sei darauf hingewiesen, daß die Patientin keine visuellen Probleme hat und daß ihre Störung ausschließlich mit höheren kognitiven Funktionen zu tun hat.

können, als Abstrakta. Dies erklärt, warum Abstrakta viel schlechter als Konkreta gelesen werden und warum entsprechende lexikalische Ambiguitäten immer zugunsten der konkreten Bedeutung aufgelöst werden (Boden für Grund, Gruppe für Menge, zahlen für kosten). Für Funktionswörter ist es häufig unmöglich, eine referenzsemantische Deutung, die noch dazu von einem Laien zu formulieren wäre, zu geben. Daher verwundert es nicht, daß sie ohne eine graphematische Kontrolle kaum artikuliert werden können.⁶

3. Eigennamen

Wir kommen nun zu den Eigennamen. H.J. kann Eigennamen prinzipiell nicht laut lesen, weder Personenvornamen, noch Städtenamen noch Ländernamen noch Nachnamen berühmter Personen etc. Es gibt weiterhin so gut wie keine semantischen Paralexien. Tab. 2 zeigt die Leistungen an einer Batterie von 90 im Deutschen gängigen Vornamen. Da männliche Vornamen gewöhnlich konsonantisch (Egon, Hermann, Fritz), weibliche aber vokalisch (Helga, Claudia, Beate) auslauten, wurde dafür gesorgt, daß auch Gegenbeispiele wie Bruno, Bodo, Helge einerseits und Iris, Gertrud, Hedwig andererseits in der Batterie erscheinen. Somit konnte kontrolliert werden, ob sich die Patientin an der graphemischen Struktur der Wörter orientiert, also wider Erwarten doch eine graphematisch-phonologische Strategie benützt. Die Ergebnisse zeigen sehr deutlich, daß eine solche Strategie keine Rolle spielt, da diese Gegenbeispiele dasselbe Verhaltensmuster elizitieren wie die regelmäßigen Beispiele. Weiterhin wurden Minimalpaare verwendet wie etwa Ruth/Knuth oder Paula/Paul.

Tab.2: H.J.s Lesen von Vornamen (Rohwerte)

	korrekt	Null-Reaktion	anderer Name	korrektes Geschlecht
regelmäßig Helga/Egon (k=20)	2	18	--	20
unregelmäßig Iris/Bruno (k=20)	3	17	--	19
Minimalpaare I Ruth/Knuth (k=20)	2	18	--	17
Minimalpaare II Paula/Paul (k=30)	1	27	2	26
Summe	8	80	2	82

⁶Bei gebundenen Morphemen erübrigt sich die Frage, da sie qua ihres Status eigentlich nicht separat ausgesprochen werden können.

(k=90)				
--------	--	--	--	--

Überwiegend sind hier ganz klar die Null-Reaktionen. Die Patientin erkennt jedoch (a) daß es sich um einen Vornamen handelt und (b) welches Geschlecht die jeweiligen Träger des Namens haben. Sie ist hingegen fast immer hilflos bei der Zuordnung des Gelesenen zu einem artikulierbaren Output. Es gibt rein theoretisch zwei Möglichkeiten, wie es in ihrem Fall zu einem Output kommen könnte: Erstens könnte sich die Patientin bei Namen, von denen ihr ein Träger bekannt ist, durch eine Deskription auf diese Person beziehen, z.B. bei *Willy* könnte sie den ihr sicherlich bekannten sozialdemokratischen Politiker Willy Brandt nennen. So etwas tritt jedoch nie auf. Zweitens könnte es zu paradigmatischen Verwechslungen kommen. Ihre Fehlreaktionen zu Gemeinnamen zeigen überwiegend (ca. 30%) paradigmatische Paralexien, z.B. Herd/Ofen, Eisen/Stahl, Beil/Hammer. Bei den Eigennamen könnten also ebenfalls paradigmatische Verwechslungen auftreten. Wie Tab. 2 zeigt, sind solche Reaktionen äußerst marginal und nicht zu vergleichen mit der Häufigkeit der paradigmatischen Verwechslungen bei Gemeinnamen. Das dem Namen inhärente Merkmal für das Geschlecht scheint demnach zu schwach zu sein, um eine Klasse zu selektieren, innerhalb derer dann Substitutionen erfolgen könnten.

Um zu prüfen, ob die Bekanntheit des Referenten von Nutzen ist, wurden H.J. 90 Namen (Vor- und Nachnamen) bekannter Personen angeboten. Von 45 deutschen Nachnamen waren 15 mit einem Gemeinnamen homographisch, z.B. Helmut Kohl, Franz-Josef Strauß, Romy Schneider. Das Ergebnis der Untersuchung erscheint in Tab. 3.

Tab.3: H.J.s Lesen von Namen bekannter Personen (Rohwerte)
 (*8/13 homographisch mit Gemeinnamen)

	Vor+Nachname	Vorname	Nachname
k=90	2	2	13*

H.J.s Reaktionen sind in (2) vollständig aufgelistet, wobei auch noch angegeben ist, ob der betreffende Namensträger der Patientin bekannt (+) oder unbekannt ist (-). Die Form hinter dem Schrägstrich gibt den entsprechende Gemeinnamen an.

(2)	<i>zu lesender Eigenname</i>	<i>H.J.s Reaktion</i>	<i>bekannt</i>
	Maria Callas	Maria	+
	Rock Hudson	Rock Hudson	+
	Joschka <i>Fischer</i>	<i>Fischer</i>	+
	Kurt Biedenkopf	<i>Kopf</i>	+
	Günter <i>Grass</i>	<i>Grass/Gras</i>	-
	Helmut Schmidt	Brandt	+
	Romy <i>Schneider</i>	<i>Schneider</i>	-
	Rudolf <i>Schock</i>	<i>Schock</i>	-
	Rainer-Werner Fassbinder	<i>binden</i>	+

Charlie Chaplin	Charlie Chaplin	-
Konrad Adenauer	Adenauer	+
Franz-Josef <i>Strauß</i>	<i>Strauß</i>	+
Wolfgang-Amadeus Mozart	Mozart	+
Johannes <i>Rau</i>	<i>Rau/rauh</i>	+
Willy <i>Brandt</i>	<i>Brandt/Brand</i> oder?	+
Helmut <i>Kohl</i>	<i>Kohl</i>	+
Catharina Valente	Valente	+
Johannes von Thurn u. <i>Taxis</i>	<i>Taxi</i>	-
Lady Diana	Diana	+
Franz Beckenbauer	Beckenbauer	+

Es ist unzweifelhaft, daß viele der Nachnamen nur deshalb gelesen werden können, weil sie mit einem Gemeinnamen homographisch sind. Dies ist besonders klar zu sehen an Fällen wie Romy Schneider, bei denen der Nachname gelesen wird, während H.J. angibt, die Namensträgerin nicht zu kennen. Bezeichnend ist auch, daß Wortteile mit Gemeinnamenbedeutung herausgegriffen werden wie Kopf und Taxi.

Tab. 4 zeigt die Ergebnisse beim Lesen von 20 deutschen Städtenamen.

Tab.4: H.J.s Lesen von Namen deutscher Städte (Rohwerte)

	korrekt	Substitution
k=20	4	1

Ähnliches wurde im Bezug auf Ländernamen überprüft. Alles, was die Patientin spontan hervorbringt, wenn sie nicht - was selten ist - die phonetische Form erreicht, ist, ob es sich um ein Land oder um eine Stadt handelt.

Diese Ergebnisse bestätigen in etwa das, was schon durch das Versagen beim Lesen von Vornamen deutlich geworden ist: Entweder es kommt zu einer korrekten Reaktion, was wohl immer dann vorliegt, wenn die Patientin ein hochfrequentes Wort gestalthaft repräsentiert und als solches mit der phonologischen Form fest vernetzt hat, oder es kommt - wie in den meisten Fällen - zu einer Null-Reaktion. Dies ist dann erklärbar, - und das ist der zentrale Punkt - wenn man annimmt, daß das semantische Lexikon keine oder nur eine sehr rudimentäre Anweisung gibt, wie der Eintrag verbalisiert werden könnte.

4. Benennen mit Eigennamen und Gemeinnamen

Bis zu diesem Punkt zeigt sich recht deutlich, daß die Patientin auf Eigennamen nicht auf dieselbe Weise zugreifen kann wie auf Gemeinnamen. Wenn also Verarbeitungsdaten überhaupt etwas über Repräsentationen auszusagen vermögen, so gibt der Fall H.J. eher der Kripke'schen als der Searle'schen Theorie der Eigennamen recht. Das semantische System scheint bezüglich der Eigennamen leer zu sein bzw. nur elementare Merkmale zu spezifizieren wie "ist männlich", "ist weiblich", "ist eine Stadt", "ist ein Land" etc. Dennoch wurden bei der Untersuchung des

Lesens auch die folgenden Beobachtungen gemacht, die in (3) aufgelistet sind.

(3)	<i>zu lesender Name</i>	<i>H.J.s Reaktion</i>
	Josef	so heißt mein Vater (<i>Untersucher</i> : Wie heißt Ihr Vater denn? <i>Patientin</i> : Äh... ?)
	Poeck	Professor
	Tirol	da warn wir schon mal auf Urlaub
	Vietnam	ich glaube viel Krieg
	Australien	weit weg ... Känguruhs

Es muß also eine episodische Verknüpfung der Eigennamen mit Namensträgern so möglich sein, daß es zu einer Reizung dieser episodisch angelegten Repräsentation selbst beim Lesen über die innere "semantische" Bahn kommt. Das Entscheidende ist demnach nicht, daß Eigennamen im Vergleich mit Gemeinnamen so viel weniger Reaktionen hervorzubringen vermögen, sondern, daß es hierbei nie zu Paralexien kommt. Wenn überhaupt eine Reaktion erfolgt, dann ist sie sicherlich gezielt und leitet direkt zu einem Namensträger. Wieso kann aber der korrekte Name nicht "extern" abgerufen werden, also über die Identifikation des Referenten selbst? Am ehesten wäre das beim Namen des eigenen Vaters zu erwarten. Der Grund für das weitgehende Versagen ist, daß H.J. eine *zusätzliche* Störung hat, die ihr nicht nur das Lesen von Eigennamen unmöglich macht, sondern auch das *Benennen* mit Eigennamen erschwert.

H.J. benennt Bilder perfekt mit Gemeinnamen und Verben, während sie beim Benennen von 30 Bildern mit Eigennamen nur 13, also weniger als 50% Treffer hat (4/6 Städte, 3/6 Unterhaltungsstars, 1/6 Politiker, 1/6 Länder, 4/6 Automarken.⁷ H.J. scheint also beim Benennen mehr als ein sprachgesunder Sprecher auf ihr semantisches Lexikon zurückgreifen zu müssen. Das semantische Lexikon stellt offensichtlich nicht genügend Struktur bereit, um die lautliche Repräsentation des Namens aufrufen zu können. Wir kommen auf diese Frage in Kürze zurück.

Ein ähnliches Bild zeigt der Fall des nicht aphasischen oder dyslektischen italienischen P.C., der von Semenza und Zettin (1988) vorgestellt wurde. Die wichtigsten Daten aus dieser Studie sind in Tab. 5 reproduziert.

⁷ Bei letzterem ist Vorsicht geboten, weil hier ein Spezialfall vorliegt, bei dem ein ursprünglicher Eigennamen zu einem Gattungsnamen umgedeutet ist. So ist etwa Porsche ursprünglich ein Nachname, Mercedes ein Vorname, während diese Namen jetzt als Namen für eine bestimmte Sorte von Autos empfunden werden.

Tab.4: P.C.s Benennen (aus Semenza & Zettin, 1988) (Rohwerte), (*nach Einträgen auf sog. "blinden" Landkarten)

Gemüse	15/15	berühmte Personen	0/20
Obst	15/15	bekannte Städte*	0/15
Körperteile	18/18	Länder*	0/10
Farben	15/15	Flüsse*	0/8
Buchstaben	23/23	Berge*	0/8
Transportmittel	15/15		
Pastasorten	6/6		
Sitzmöbel	6/6		

Bei P.C. liegt eine beinahe totale Diskrepanz von erhaltenem Objektbenennen (mit Gemeinnamen) und gestörtem Benennen von Personen, Städten, Ländern, Bergen (mit Eigennamen) vor.

Ein interessantes Datum bezüglich der Patientin H.J. ist weiterhin, daß sie beim Nachsprechen von Wörtern und Nicht-Wörtern dieselbe Dissoziation offenbart wie beim Lesen. Während sie beim Nachsprechen von existierenden und ihr bekannten Wörtern unauffällig ist, ist es ihr unmöglich, Nichtwörter nachzusprechen.

De Bleser (persönliche Mitteilung) hat in einer noch unveröffentlichten Untersuchung festgestellt, daß eine niederländische nicht-aphasische Split-Brain-Patientin mit einem auf drei Elemente reduzierten Kurzzeitgedächtnis ebenfalls nicht nur keine Nicht-Wörter nachsprechen kann, sondern auch so gut wie unfähig ist, neue Eigennamen nachzusprechen bzw. zu lernen. Aussagen zu diesen Befunden müssen im Moment spekulativ bleiben, aber es deutet sich an, daß Wortformen nur unter einer Bedingung problemlos aufgerufen werden können, nämlich wenn sie durch das semantische Lexikon "gestützt" werden. Bei Nichtwörtern ist das klar nicht der Fall, denn sie haben keinen Eintrag im mentalen Lexikon. Hier ist das System einzig und allein auf eine segmentale phonologische Analyse und einen intakten linguistischen Arbeitsspeicher (Kurzzeitgedächtnis) angewiesen. H.J. erfüllt diese Anforderung nicht, weil sie ohne Referenz auf ihr semantisches Lexikon eine segmentale phonologische Analyse wohl ebensowenig durchführen kann wie eine graphematische. Die Patientin mit der eingeschränkten Merkspanne des linguistischen Kurzzeitgedächtnisses erfüllt diese Anforderung nicht, weil durch Pseudowörter aus arbiträren Sequenzen von vier Phonemen ihr Speicher bereits überlastet ist. Hier von zentralem Interesse ist jedoch, warum sich bei diesen Störungen *Eigennamen* anders als Gemeinnamen verhalten sollten. Diesem Punkt ist die abschließende Diskussion gewidmet, die auch weiter zu klären versucht, inwiefern hier die Theorien der Semantik der Namen berührt werden.

5. Diskussion

Der Fall H.J. zeigt, wie auch andere Einzelfälle, daß Eigennamen im mentalen Lexikon nicht denselben Status wie Gemeinnamen haben. Dieser Befund ist sicherlich mit jeder ernstzunehmenden semantischen Theorie der Namen kompatibel. Wenden wir uns deshalb der interessanteren Frage zu, wie die mentalen Repräsentationen aussehen, die die beobachteten Verhaltensdissoziationen ermöglichen. Wie schon oben betont, wird keine (auch nicht die Kripke'sche) Theorie der Eigennamen bestreiten, daß im Idiolekt der Sprecher eine finite Zahl von Eigennamen mit Deskriptionen faktischer Art verknüpft sind. Ein Kenner der modernen Musik verknüpft etwa mit dem Namen Aribert Reiman den Komponisten der Oper "Lear", einen Pianisten, der Schönbergs Klavierwerke auf Schallplatte eingespielt hat und der manchmal den Bariton Dietrich Fischer-Dieskau begleitet. Jemand anders verknüpft damit lediglich, daß es sich bei dem Referenten höchstwahrscheinlich um ein männliches Wesen deutscher Abkunft handelt. Die Frage ist dann, ob das Lexikon des Musikkenners einen Cluster von Deskriptionen zu der phonemischen bzw. graphemischen Form /aribert reiman/ enthält, Seite an Seite mit analytisch wahren und kontingenten, stereotypischen Aussagen zu einem beliebigen Gattungsbegriff. Das könnte der Fall sein. In der Psychologie ist dies jedoch nicht unumstritten. Es muß nicht so sein, daß wir alles, was wir über die Welt wissen, in einem einzigen riesigen Speicher bewahren. So unterscheidet Tulving (1972) in einem etwas anderen Zusammenhang zwischen einem *semantischen* und einem *episodischen Gedächtnis*. Nach Tulving ist das semantische Gedächtnis ein mentaler Thesaurus, in dem Bedeutungen und ihre Beziehungen untereinander relativ zeitlos festgelegt sind, und zwar nach bestimmten algorithmischen Prozeduren, die der Symbolmanipulation dienen.⁸ Das episodische Gedächtnis speichert dagegen zeitlich gebundene Ereignisse und ihre raumzeitliche Relation untereinander, z.B. daß man vor einiger Zeit einen Lichtblitz gesehen hat, der von einem Geräusch gefolgt wurde, daß man im letzten Urlaub einen pensionierten Kapitän getroffen hat, der gute Witze wußte, daß man morgen um 9 Uhr 30 eine Verabredung hat, daß in einem Experiment das Wort dax zusammen mit dem Wort frigid auftrat usw.⁹ Mit etwas Anstrengung könnte man diese Charakterisierung des episodischen Gedächtnisses erweitern und annehmen, daß darin akzidentielles Wissen über dieses und jenes festgehalten ist, z.B. eine Charakterisierung von Aribert Reiman. Während man für das semantische Gedächtnis einige Homogenität bei den Sprechern einer Sprache voraussetzen darf, sind die Voraussetzungen bezüglich des episodischen Gedächtnisses von Sprecher zu Sprecher radikal verschieden. Wenn ein beliebiger Sprecher des Deutschen nichts über Aribert Reiman weiß, wird man sich nicht wundern, wohl aber wenn er nicht weiß daß ein Schaf ein Tier ist oder daß Sterne bei Dunkelheit zu sehen sind.

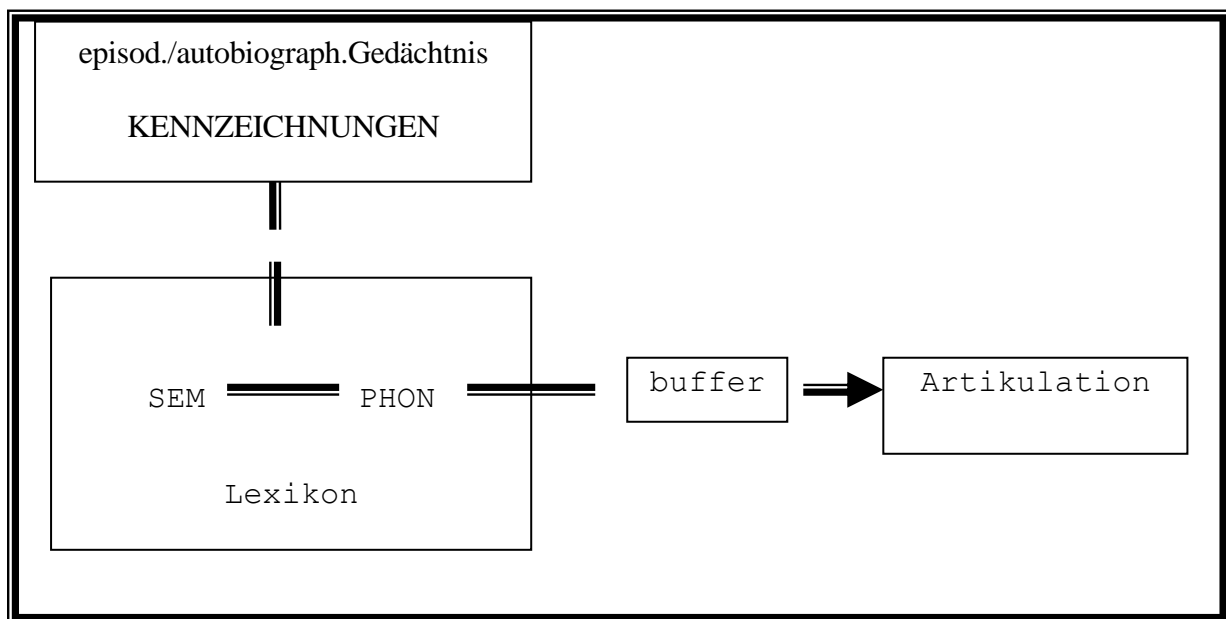
Kommen wir nun zum Aufbau des mentalen Lexikons. Das Lexikon muß sicherlich für jeden Eintrag über die Trichotomie von syntaktischer, semantischer und phonologischer Information verfügen. Es ist aus der Psycholinguistik bekannt, daß bei Kontakt mit einer Wortform sofort die dazugehörige semantische Information tangiert wird, selbst wenn sie - im

⁸Diese Prozeduren sind z.B. mengentheoretisch definierbar. Sie kommen in den semantischen Netzwerken, die in der 'artificial intelligence' benützt werden, oft als die "IS A"-Relation vor.

⁹Beispiele aus Tulving (1972:386f.)

Falle von lexikalischer Ambiguität - in einem bestimmten Kontext gar nicht erwünscht ist.¹⁰ Eigennamen sind nun Wortformen, die wie andere Morpheme der Sprache eine phonologische Repräsentation haben, die entweder fest im Lexikon verankert ist, oder aber durch die lexikalische Phonologie kompiliert werden muß. Wie wir am Fall von H.J. gesehen haben, ist die semantische lexikalische Repräsentation für arbiträre Vornamen minimal. De facto ist sie auf das Merkmal SEXUS begrenzt. Liegt nun eine autobiographische semantische Besetzung einer Wortform vor und ist das episodische Gedächtnis distinkt vom zentralen lexikalischen System, so muß bei der Benennung mit einem Eigennamen eine Verbindung zwischen dem episodischen Gedächtnis und dem Lexikon hergestellt werden. Man kann sich dann das Produzieren eines Eigennamens wie in Abb. 1 vorstellen.

Abb.1: Abruf von Eigennamen



Die phonologische Form ist mit einer semantischen Form im Lexikon verbunden, aber es muß auch Verbindungen zwischen einer Eigennamensform und dem autobiographischen System geben. Solche Verbindungen können durch neurologische Erkrankungen gestört oder unzugänglich sein. Nehmen wir an, daß die Route, die eine Wortform auf eine extralexikalische, episodische Kennzeichnung bezieht, gestört ist, während die intralexikalischen Abbildungen der Wortform auf semantische und syntaktische Repräsentationen intakt ist. In diesem Fall ist die Produktion von Eigennamen gegenüber der Produktion von Gemeinnamen erschwert oder unmöglich gemacht. Wir wissen, daß H.J., ebenso wie P.C., Eigennamen *verstehen*. Es muß daher der Fall sein, daß Eigennamen nicht auf dieselbe Weise wie Gemeinnamen für die *Sprachproduktion* bereitgestellt werden können. Wie kann das sein?

Zumindest für H.J. scheint klar zu sein, daß sie in ihrer Sprachproduktion und beim Lesen ausschließlich nach *semantischen* Strategien vorgehen kann. Wenn nun Eigennamen - wie Searles Theorie nahelegt - auf dieselbe Weise wie Gemeinnamen über Intensionen verfügen, so

¹⁰Siehe etwa Swinney (1979).

bleibt unerklärlich, wieso diese Bedeutungen, die ja zudem in all den hier betrachteten Fällen "konkret" sind, nicht mit einer vorhandenen Wortform verknüpft und artikuliert werden sollten. Andererseits aber gibt es in der aktuellen Welt keinen Grund, warum der Vater der Patientin Josef und der sie behandelnde Professor Poeck heißen soll. Der Zusammenhang zwischen Form und Inhalt stützt sich allein auf den Zufall der Namensgebung. Das Zeichen wird nicht durch eine Merkmalsstruktur gestützt, die z.B. auch auf andere Entitäten anwendbar wäre. Die konzeptuelle Struktur des Eigennamens bleibt also vom semantischen System isoliert. Gemeinnamen verfügen dagegen über eine reiche semantische Struktur, die durch das mentale Lexikon und das darin gespeicherte formale Wissen gestützt ist. Obwohl die Zeichen natürlich ebenfalls arbiträr sind, gibt es ein ganzes Arsenal von Möglichkeiten, das Zeichen über Klassenmerkmale abzurufen. Der entschiedene Befund zur Semantik der Eigennamen und Gemeinnamen scheint also zu sein, daß letztere gänzlich Teil des linguistischen Systems sind, während erstere ihre volle konzeptuelle Struktur aus einer anderen Schublade des Geistes beziehen und im Lexikon vermutlich nur formal verankert sind.

Die rein referentielle Theorie der Eigennamen ist in ihrer naiven Auslegung unhaltbar, da Sprecher bei Vertrautheit mit einem Namensträger klar einen semantisch-konzeptuellen Gehalt mit dem Namen verbinden. Die Theorie der Eigennamen muß weiterhin anerkennen, daß es so etwas wie eine minimale lexikalische Kategorisierung der Namen in Personennamen, Städtenamen, Ländernamen usw. gibt. Das würde auch der Intuition entgegenkommen, daß ein Name wie Adolf Hitler nicht ohne weiteres in einer vorstellbaren möglichen Welt auf eine bestimmte Zitrone referieren kann, obwohl er natürlich, wie Kripke sagt, auf eine Person referieren könnte, die ihr ganzes Leben ruhig in Linz zugebracht hat. Sind diese Voraussetzungen anerkannt, so ist die Theorie der direkten Referenz durchaus mit den hier vorgelegten neurolinguistischen Ergebnissen kompatibel. Sie wird dadurch bestätigt, daß bei einer episodischen Verbindung von Name und Namensträger der Name in einem weitgehend arbiträren Verhältnis zum Träger steht. Die Theorie der Eigennamen, die "nicht-deskriptive" Intensionen annimmt, hat, wenn nicht erheblich Zusatzannahmen gemacht werden, Probleme, die Daten zu erklären.

Literatur

- Bayer, J. (1991), Representatie van algemene namen en eigennamen in het mentale lexicon: neurolinguistische evidentie. *Tabu* 21. 53-85.
- Bayer, J. & R. de Bleser (1989), Lexikalische Morphologie und Tiefendyslexie: Eine Fallbesprechung. in: Günther, H.(Hrsg.), **Experimentelle Studien zur deutschen Flexionsmorphologie**. Hamburg: Helmut Buske Verlag.
- Bleser, R. de, J. Bayer & C. Luzzatti (1987), Die kognitive Neuropsychologie der Schriftsprache - Ein Überblick mit zwei deutschen Fallbeschreibungen. in: Bayer, J. (Hrsg.), **Grammatik und Kognition**. Sonderheft 1 der Linguistischen Berichte. 118-162.

- Bleser, R. de & C. Luzzatti (1987), Semantic theory of proper and common nouns. Vortrag auf dem International Neuropsychological Symposium, Sintra/Portugal, Juni 1987.
- Bleser, R. de & J. Bayer (1990), Morphological reading errors in a German case of deep dyslexia. in: Nespoulous, J.-L. & P. Villiard (Hrsg.), **Morphology, Phonology, and Aphasia**. New York: Springer-Verlag.
- Coltheart, M., K.E. Patterson & J.C. Marshall (Hrsg.) (1980), **Deep Dyslexia**. London: Routledge and Kegan Paul.
- Kripke, S.A. (1980), **Naming and Necessity**. Oxford: Basil Blackwell. [auch in: Harman, G. & D. Davidson (1972) (Hrsg.), **Semantics of Natural Language**. Dordrecht: Reidel].
- Levelt, W.J.M. (1989) **Speaking: From Intention to Articulation**. Cambridge, Massachusetts: MIT-Press.
- McKenna, P. & E.K. Warrington (1978), Category-specific naming preservation: A single-case study. **Journal of Neurology, Neurosurgery, and Psychiatry**, **41**. 571-574.
- McKenna, P. & E.K. Warrington (1980), Testing for nominal dysphasia. **Journal of Neurology, Neurosurgery, and Psychiatry**, **43**. 781-788.
- Poeck, K. & C. Luzzatti (1989), Slowly progressive aphasia in three patients. The problem of accompanying neuropsychological deficit. **Brain**.
- Saffran, E.M., M.F. Schwartz & O.S.M. Marin (1976), Semantic mechanisms in paralexia. **Brain and Language**, **3**. 255-265.
- Searle, J.R. (1971), The problem of proper names. in: Steinberg, D. & L.A. Jakobovits (Hrsg.), **Semantics**. Cambridge: Cambridge University Press.
- Semenza, C. & M. Zettin (1988), Generating proper names: A case of selective inability. **Cognitive Neuropsychology**, **5(6)**. 711-721.
- Swinney, D. (1979), Lexical access during sentence comprehension: (Re)consideration of context effects. **Journal of Verbal Learning and Verbal Behavior**, **18**. 645-659.
- Stachowiak, F.-J. (1982), Zur Referenz und Bedeutung von Eigennamen aus psycholinguistischer Sicht. in: Seiler, H.-J. & F.-J. Stachowiak (Hrsg.), **Apprehension: Das sprachliche Erfassen von Gegenständen**. Tübingen: Verlag Gunter Narr.
- Tulving, E. (1972), Episodic and semantic memory. in: Tulving, E. & W. Donaldson (Hrsg.), **Organization of Memory**. New York: Academic Press.